

Michael Mitterauer

## Von Mari zu María

### Baskische Traditionen der Namengebung<sup>1</sup>

Universität Wien  
michael.mitterauer@univie.ac.at

In den europäischen Traditionen der Namengebung nimmt jene Spaniens eine Sonderstellung ein. Das betrifft vor allem die Benennung nach Maria. Auf den Namen der heiligen Maria konnten und können nicht nur Töchter getauft werden, sondern auch Söhne. Im europäischen Vergleich stellt das eine Ausnahmesituation dar. Jede Taufe auf den Namen einer heiligen Person stellt zugleich auch deren Anrufung dar. Solche „Advokationen“ können in unterschiedlichem Kontext erfolgen. Beim Namen „Maria“ sind solche Kontextualisierungen in Spanien besonders vielfältig: Sie können sich auf das Festgeheimnis eines bestimmten Marienfesttags beziehen wie „María de los Dolores“, auf „Nuestra Señora de los Dolores“, derer am 15. September gedacht wird. Verkürzt zu „Dolores“ kann auch dieser Festtagsname noch als Vorname gegeben werden, wobei noch weitere Kurzformen möglich sind. Solche Marienadvokationen können sich auf ein bestimmtes besonders verehrtes Heiligenbild beziehen – etwa „Maria del Pilar“ nach dem uralten und besonders wirkkräftig geglaubten Gnadenbild „Maria auf dem Pfeiler“ in Saragossa. Auch bei solchen Kontextualisierungen ist eine weitere Namensreduktion möglich. Bei den vielen auf „Pilar“ getauften Mädchen ist es selbstverständlich, dass sie die heilige Maria als Namenspatronin haben. Besonders häufig begegnen Mariennamen in Spanien in einer toponymen, also ortsbezogenen Advokation. Das gilt etwa für den Namen „Carmen“. Dabei ist auch eine zusätzliche

---

<sup>1</sup> Lektorat durch Christian Standhartinger, Simon Kroll und Fernando Sanz Lázaro.

Benennung nach einer spezifischen Marienkirche möglich, etwa nach einer Karmeliterkirche. Mehr oder minder vermittelt nehmen alle diese Carmen-Bezeichnungen auf den biblischen Berg Karmel im Heiligen Land Bezug. Noch zahlreicher sind die verschiedenen Advokationen, die einen spanischen Marienwallfahrtsort und dessen Gnadenbild im Titel haben wie etwa María de Montserrat. Die Anrufung der schwarzen Madonna des aragonesischen Klosters dieses Namens kann als Beispiel solcher „toponymischer Advokationen“ dienen.

Eine besondere Behandlung unter den toponymischen Nennungen des Namens Maria verdient das uralte Siedlungsgebiet der Basken mit seinen Sondertraditionen. Unter kulturhistorischer Perspektive ist hier auch das baskische Siedlungsgebiet im Südwesten des heutigen Frankreich mitzubedenken. In dieser ethnischen und sprachlichen Gesamtregion gibt es kaum ein Dorf, in dem nicht eine Marienkapelle zu finden wäre. In dieser baskischen Kulturregion in einem umfassenden Verständnis ist es bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder von Neuem zur Ausbildung von Zentren der Marienverehrung gekommen – bis hin zur Entstehung des großen Heiligtums von Lourdes, das auch in der spanischen Namengebung große Bedeutung gewonnen hat.

Um die besondere Marienverehrung der Basken zu interpretieren, hat der große baskische Anthropologe, Ethnologe und Priesterwissenschaftler José Miguel Barandiarán (1889-1991) ein überzeugendes Modell entwickelt. Es geht von der vorchristlichen Mythologie der Basken aus, in der die Göttin Mari im Mittelpunkt der Verehrung steht, und verweist auf ungebrochene Kultkontinuitäten, die es in der baskischen Bevölkerung ermöglichten, dass die christliche heilige Maria unmittelbar an die baskische Hauptgottheit anschloss – und das nicht nur in religiösen Funktionen, sondern auch in namentlichen Übereinstimmungen in der baskischen Sprache. Für Sprecher der baskischen Sprache kann bis heute „andre Mari“ „unsere liebe Frau“ im Sinne der Gottesmutter Maria bedeuten. So war unmittelbare Namenskontinuität mit fließenden Übergängen gegeben. An dieses Modell soll hier, allerdings aus anderer zeitlicher Perspektive, angeschlossen werden, um seine weitgehenden Implikationen für die spanische Namengebung zu erschließen.

Methodisch wird hier versucht, von Mädchennamen auszugehen, die bis heute im baskischen Siedlungsgebiet vergeben werden und offenbar mit einem Marienheiligtum zusammenhängen. Es gilt dann, die Geschichte des betreffenden Sanktuariums und seines Gnadenbildes zurückzuerforschen. Daran anschließend ist auf dieser Grundlage die Frage zu stellen, inwieweit christliche Formen der Marienverehrung an diesem Platz mit vorchristlichen Zeiten zusammenhängen könnten. Hinsichtlich historisch-genetischer Erklärungen wird dann das Problem von erschließbaren Zwischenstufen zu behandeln sein.

Ausgangspunkt der Überlegungen bildet der Name „Itziar“, der sich in den offiziellen Vornamenstatistiken Spaniens von 2002 bis 2019, bezogen auf die Häufigkeit, zwischen den Plätzen 107 und 129 bewegt hat. Als Vorname der

baskischen Schauspielerin Itziar Ituño erreichte er damals einen hohen Bekanntheitsgrad. Er kommt sowohl in der baskischen wie auch in der spanischen Sprache außerdem in der Variante „Izarra“ vor und hat seine toponymische Entsprechung offenbar in der sehr alten Wallfahrtskirche Santa Maria de Itziar in Deba, das westlich von San Sebastián/Donostia liegt. Der einschiffige Kirchenbau stammt aus dem 8. Jahrhundert. Hier entwickelte sich ein besonderes Heiligtum der baskischen Seeleute, das über eine der ältesten romanischen Marienstatuen in der baskischen Provinz Gipuzkoa verfügte. Die Stadt Deba, zu der heute der Wallfahrtsort gehört, heißt nach dem gleichnamigen Fluss, der unweit der Stadt in den Golf von Biskaya mündet. Dieser entspringt am Berg Oiz, einem der populärsten Berge des Baskenlandes. Dieser spielt in der legendenhaften Überlieferung der altbaskischen Mythologie eine bedeutsame Rolle. Die Göttin Mari soll hier einen ihrer sieben Hauptwohnsitze gehabt haben, zwischen denen sie alle sieben Jahre wechselte. Das Wetter in diesem Gebiet galt als von ihrem jeweiligen Aufenthaltsort abhängig.

Der Berg Oiz war nicht nur in grauer Vorzeit ein für die Geschichte des Baskenlandes wichtiger Platz, auf dem schon damals die Hirten ihre Schafe weideten und Zeugnisse ihrer Megalithkultur hinterließen. Als einer der fünf „Hornbläserberge“, von denen aus durch Leuchtfeuer und Hornbläser signale die Einberufung von Versammlungen für die Herrschaft Biskaya erfolgte, war er auch im Mittelalter für die Region sehr wichtig. Als Quellgebiet des Flusses Deba stand er in direkter Verbindung zu den Siedlungszentren im Mündungsgebiet des Río Deba.

Die wichtigste Zwischenstufe zur frühmittelalterlichen Wallfahrtskirche von Itziar mit ihrem Gnadenbild der Fischer und Seeleute war sicher das umfangreiche Höhlensystem der Cueva Santimamiñe, das durch viele Perioden der Urgeschichte hindurch kontinuierlich besiedelt war. Erst in den letzten Jahrzehnten haben die archäologischen Forschungen hier Funde erbracht, die dieses Höhlensystem zu einem Zentrum vom Range der Altamira-Höhle machten. Die Benennung dieses Höhlensystems nach der Kapelle des heiligen Mamés nahe dem Eingang stellt einen Hinweis auf die religiöse Bedeutung des Platzes im Frühmittelalter her.

Die Höhle von Santimamiñe liegt heute im Ortgebiet von Contézubi im Nationalpark Urdaibai im Mündungsgebiet des Flusses Oka, der ebenfalls am Berg Oiz entspringt. Sie wurde 1916 von spielenden Kindern entdeckt. Die archäologischen Grabungen begannen in den folgenden Jahren. Sie wurden nach einer letzten Intensivgrabung erst 1997 abgeschlossen. Insgesamt ergaben sich zahlreiche Siedlungsebenen. Das Höhlensystem war vom späten Paläolithikum (ca. 14.000 v. Chr.) bis in die Römerzeit hinein durchgehend in Gebrauch. Diese Kontinuität der Besiedlung über so lange Zeit stellt in der Geschichte der archäologisch erschlossenen Höhlen Nordspaniens eine einmalige Besonderheit dar. Sowohl von den kulturellen Ausdrucksformen der Siedler in der Höhlenmalerei als auch von den naturräumlichen Voraussetzungen der Besiedlung her lassen sich hier also Entwicklungszusammenhänge erschließen, die die gesamte Ur- und

Frühgeschichte der Basken in dieser Region besser verständlich machen.

Das Hauptinteresse des Publikums an den Malereien und anderen Formen der Darstellung richtet sich auf die zahlreichen Tierbilder dieses langen Besiedlungszeitraums. Sie umfassen zweiunddreißig Auerochsen, sieben Steinböcke, sechs Wildpferde, einen Hirsch und – besonders bedeutsam – einen Lachs. Die Darstellungen der Beutetiere lassen Rückschlüsse auf Formen der Jagd zu. Nicht weniger wichtig als die figuralen Darstellungen der Beutetiere sind die Funde, die auf die Alltagsnahrung der Höhlenbewohner schließen lassen. Diesbezüglich sind vor allem Krustentiere wie Krebse zu nennen. Es war also offenbar die reiche Wasserfauna der Region, die immer wieder zur Neubesiedlung einlud. Die Besonderheit des Wasserarms von Urdaibai war offenbar die umfangreiche Brackwasserzone im Mündungsgebiet – verbunden mit dem Zugang zum offenen Meer. Solche Brackwasserzonen gehören zu den produktivsten Biotopen für ein vielfältiges Nahrungssystem von Menschen. Der Übergang zum Fang von reinen Meeresfischen ist hier offenbar eine jüngere Entwicklungsphase. Und so ist es sicher kein Zufall, dass das Heiligtum der Seeleute von Itziar erst an diese jüngere Entwicklungsphase anschloss. Allerdings hatten die verschiedenen Ebenen des Höhlensystems, in denen fast ausschließlich Landtiere zur Darstellung kommen, höchstwahrscheinlich schon früh religiöse Bedeutung. Durch sie sollte wohl das Jagdglück in dieser frühen Jäger- und Sammlerkultur zur Sicherung ihrer Existenzgrundlage beschworen werden. An welche Gottheiten des baskischen Pantheons man sich dabei wandte, ist aus den künstlerischen Darstellungen allerdings nicht erschließbar.

In der baskischen Provinz Biskaya finden sich stellenweise große Eichenwälder – oft nur wenige Meter vom Meer getrennt. Der Meeresarm von Urdaibai gehörte wohl zu den vielfältigsten Naturlandschaften des Baskenlandes. Niedrige und steile Berge gehen in Gebiete über, die durch weite Flussmündungen ins Kantabrische Meer charakterisiert sind. Vor allem für Vögel ergeben sich hier günstige Voraussetzungen – sowohl für lokal nistende als auch für durchziehende Zugvögel. Die Eichenwälder erweitern die vorgegebenen Biotope. Ebenso wie einzelne Eichen konnten Eichenwälder sakrale Funktionen haben. Für den ersteren Typ ist die berühmte Eiche von Guernika ein gutes Beispiel, die immer wieder nachgepflanzt wurde und bei der sich seit dem Mittelalter Vertreter benachbarter Gemeinden zu Versammlungen trafen. Zugvögel mögen schon von frühen Siedlern als Götterboten betrachtet worden sein. Das gilt etwa für den Weißstorch. Von den ökologischen Voraussetzungen her bot der Meeresarm von Urdaibai beste natürliche Voraussetzungen für frühgeschichtliche Besiedlung. Ähnliches wird man wohl – *mutatis mutandis* – für die an Höhlen so reichen höher gelegenen Karstregionen vermuten dürfen, die für frühe Siedler (Über-)Lebensraum boten. Gebirgs- und Küstenregionen waren hier also für urgeschichtliche Besiedlung besonders günstig. Auch für die Entstehung heiliger Orte früher Siedler ergaben sich gute Voraussetzungen.

Neben der uralten Kirche von Santa María de Itziar waren in dieser Küstenregion auch mehrere andere wichtige Wallfahrtsorte entstanden, die meisten davon zu Ehren Mariens. Der Kult der „Señora de Begoña“ etwa reicht weit ins Mittelalter zurück. Er gehört zum Typus der Verehrung von romanischen Marienstatuen, die als wundertätige Bilder verehrt wurden. Die „Señora de Begoña“ wird in der Volkssprache bis heute liebevoll als „Amatzu“, als „kleine Mutter“ bezeichnet. Heute ist der alte Wallfahrtsort ein Teil der Großstadt Bilbao. Die Beliebtheit dieses Wallfahrtsorts spiegelt sich in der Häufigkeit, in der hier „Begoña“ bis in die Gegenwart als Mädchenname gegeben wird. Den Festtag „Unserer lieben Frau von Begoña“ feiert man am 11. Oktober.

Auch in San Sebastián/Donostia, der zweiten Großstadt an der Küste von Biskaya, findet sich eine sehr alte Marienkirche, nämlich „Santa Maria de Choris“. Sie liegt direkt am alten Hafen der Stadt, was ihre maritime Bedeutung unterstreicht. Ihr heutiger Bau steht auf den Fundamenten eines antiken Tempels, geht also vielleicht auf ein vorchristliches Sanktuarium zurück.

Entlang des alten Küstenwegs in der baskischen Provinz Biskaya, der im „Camino de la Costa“ des Jakobswegs fortlebt, finden sich einige sehr alte Marienkirchen bzw. Marienstatuen, deren Verehrung als Gnadenbilder weit zurückreicht. Es würde wohl zu weit gehen, in ihnen allen ein unmittelbares Nachleben des altbaskischen Mari-Kults zu sehen. Aber an grundsätzliche strukturelle Zusammenhänge ist wohl doch zu denken.

In diesem Küstenabschnitt wurden bis 2015 siebenzig Höhlen mit Felsmalereien entdeckt, die zweifellos mit sehr alten Kultrationen des Baskenlands in Zusammenhang stehen. Die Wallfahrtskirche von Itziar sowie die in langer Sequenz seit mindesten 14.000 Jahren in ununterbrochener Abfolge besiedelten Fundstätten des großen Höhlensystems von Santamamiñe stehen symptomatisch für einen solchen Epochen übergreifenden Kultzusammenhang. Über diese Heiligtümer erhielt auch der Berg Oiz seine Funktion als Heiligtum, auf dem nach der Überlieferung eine der sieben Hauptwohnstätten der großen Muttergöttin Mari verehrt wurde. Alle diese Kultstätten gehörten wohl in einen funktionalen Zusammenhang, der weit in die Urgeschichte des Baskenlands zurückführt.

Solche Kontinuitätslinien gelten sehr wahrscheinlich auch für den westlich an San Sebastián anschließenden Küstenabschnitt. Auch er ist geprägt durch Flusssysteme von Wasserläufen, die vom Berg Oiz ausgehen und im Golf von Biskaya ins Meer münden. In diesem Küstenabschnitt ist Kultkontinuität selbst für die Römerzeit und die frühchristliche Epoche deutlich fassbar. Auf dem Platz der Römerstadt Irún, 26 Kilometer westlich von San Sebastián gelegen, wurde eine Nekropole ergraben, in der Bestattungen auch in nachrömischer Zeit in Verbindung mit der mittelalterlichen Kapelle von Santa Elena fortgesetzt wurden. Auf diesen Funden beruht heute das archäologische Museum in der Kirche Santa Elena in Irún. Archäologisch ist der Zusammenhang zwischen Romanisierung und

Christianisierung dieses Küstenabschnitts gesichert. Diese sonst im baskischen Siedlungsgebiet schlecht fassbare Entwicklungsphase hat hier also deutliche Spuren hinterlassen. Man darf diesen Sachverhalt wohl im Kontext der Straßenverbindungen zwischen den nordspanischen Königreichen und dem Frankenreich erklären, die seit römischer Zeit an dieser Engstelle zusammenkamen.

Nicht nur im Landverkehr kam es hier zu einem solchen Knotenpunkt. San Sebastián spielte auch im Schiffsverkehr eine sehr spezifische Rolle. Die Überquerung der Biskaya stellt bis heute im Segelverkehr eine besondere Herausforderung dar. Das schlechte Wetter und die häufigen Stürme in der Biskaya sind auf die in der Bucht und vor allem etwas nördlich von ihr verlaufende klassische Zugbahn des Atlantiktiefs zurückzuführen. Die Basken hatten deshalb bei ihrem Ausgreifen auf das offene Meer seit frühen Zeiten sehr schwierige Aufgaben zu bewältigen. Man wird solche besonderen Aufgaben in der ganzen Geschichte des baskischen Siedlungsgebietes insgesamt stärker berücksichtigen müssen. Es ist sicher kein Zufall, dass die Göttin Mari in ihrer Zuständigkeit für Wind und Wetter eine ihrer Hauptaufgaben hatte. Und auch die Verehrung der heiligen Maria in den Schiffer- und Fischerzentren an der Küste der Biskaya seit dem Mittelalter gehört wohl in einen solchen Kontext kultureller Traditionen. Grundsätzliche Überlegungen dieser Art führen zurück zur Namengebung von Mädchen nach dem alten baskischen Schiffer- und Fischerheiligum in Itziar.

Ein typischer baskischer Mädchenname, der auch mit einem Marienheiligum in Verbindung gebracht werden kann, ist Arantzazu. Er begegnet vor allem in den Provinzen Biskaya und Gipuzkoa. Korrespondierende Namenformen sind „Arantzu“ und „Aranche“. Der Wallfahrtsort, auf den sie sich beziehen, ist das heutige Franziskanerkloster Arantzazu nahe der Stadt Oñati. Er liegt nicht an der Küste, sondern an einem eher abgelegenen Ort in den Bergen. Die Entstehung des Heiligtums führt nicht in das Milieu der Seeleute, sondern in das der Hirten, die im Bergland ihre Herden weideten.

Der Ortsname steht der Überlieferung nach mit einer Marienerscheinung in Verbindung. 1468 soll der Schäfer Rodrigo von Balantzegui eine Figur der heiligen Jungfrau in einem Dornbusch gefunden haben. Er deutete dies als eine personale Begegnung und rief aus: „Arantza zu?“ Das bedeutete: „Was machst Du hier unter den Dornen?“ Es handelte sich um einen Weißdornbusch. Daher stammt der Ortsname, nämlich „Arantzazu“, also „Platz im Weißdorn“.

Der Hirte Rodrigo de Balantzegui wusste natürlich als Ortskundiger, dass hier am Berg Aitzkorri seit alters die Göttin Mari verehrt wurde. Sie soll hier eine Höhle bewohnt haben. Von diesen ihren Höhlen aus kam Mari an die Erdoberfläche und beschützte ihr Land. Die Frage des Hirten („Was machst Du hier unter den Dornen?“) könnte also an die Göttin gerichtet gewesen sein. Das gilt auch für eine Erscheinung, die nach einem schriftlichen Zeugnis der Folgezeit Kinder am selben Ort hatten. Solche Deutungsprobleme zwischen Mari und Maria stellten sich in den



baskisch besiedelten Gebieten mehrfach bei vermeintlichen Marienerscheinungen. Der prominenteste Problemfall dieser Art ist der Bericht der kleinen Bernadette Soubirous, die 1858 als vierzehnjähriges Mädchen angab, in der Massabielle-Höhle von Lourdes Erscheinungen gehabt zu haben. Sie behauptete von sich aus nie, die heilige Maria gesehen zu haben. In Gebieten mit alter baskischer Tradition, zu denen auch Lourdes gehört, wurden solche Erscheinungen zunächst sicher mit der Göttin Mari in Verbindung gebracht, später aber vom sozialen Umfeld, etwa dem lokalen Klerus, auf die heilige Maria bezogen.

Wie auch immer die übernatürlichen Erscheinungen des Hirten Rodrigo de Balantzegui und in den folgenden Jahren die der Kinder von Arantzazu zu interpretieren sind, nur wenige Jahre später wurde hier eine Kirche gebaut. Das Franziskanerkloster ist seit 1514 belegt. Die Franziskaner waren hier schon im ausgehenden Mittelalter die treibende Kraft der Marienverehrung. Bis heute ist ein riesiger Klosterkomplex in ihren Händen.

Schon wenige Jahre nach der gesicherten Erstnennung des Klosters gewann das Heiligtum erneut durch visionäre Erlebnisse Bedeutung. 1522 trat der heilige Ignatius von Loyola von seinem Heimatort in der Provinz Gipuzkoa aus eine Wallfahrt nach Jerusalem an. In Arantzazu machte er halt und verbrachte eine Nacht lang im Gebet. Über seine mystischen Eindrücke in dieser Gebetsnacht berichtete er Jahre später in einem Brief an einen Ordensbruder. Bei der Fortsetzung seiner Jerusalemwallfahrt zog er sich in Manresa in Katalonien auf mehrere Wochen in eine Höhle zurück, wo er weitere mystische Erfahrungen machte. Diese mystische Seite in der Persönlichkeit des Gründers der Societas Jesu wird in der Literatur nur wenig beachtet. In Analogie zum Jakobsweg wurde in jüngster Vergangenheit ein Ignatiusweg eingerichtet, auf dem Arantzazu eine wichtige Station bildet. Analog zur heiligen Maria als „Unserer lieben Frau von Arantzazu“ wurde Ignatius zum zweiten Patron der baskischen Provinz Gipuzkoa. Das Fest beider Patrone wird am 9. September gefeiert. Viele Mädchen aus dem Baskenland begehen an diesem Tag ihren Namenstag. Im Vergleich zu anderen der hier behandelten namengebenden Marienheiligtümer ist das von Arantzazu relativ jung. Durch Koinzidenz mit dem Mari-Kult am Berg Aitzkorri ist aber auch hier ein Zusammenhang zwischen Marienverehrung und vorchristlichen Kultrationen der Basken gegeben.

Weitaus seltener als der Mädchenname Arantzazu nach dem großen Heiligtum bei Onati wird der baskische Name Leire bzw. Leyre vergeben. Auch er dürfte allerdings ursprünglich mit einem Marienheiligum verbunden gewesen sein, das mit dem Kult der vorchristlichen Göttin Mari zusammenhängen könnte. Die Sierra de Leyre ist wie fast alle überlieferten Berge, wo sie eine Wohnhöhle gehabt haben soll, ein besonders markanter Gebirgsstock in Navarra über dem Fluss Aragón. Zu seinen Füßen liegt das Kloster Leyre, das älteste des baskischen Königreiches Navarra/Pamplona. Die Marienverehrung reicht in dieser Klostersgemeinschaft vermutlich sehr weit zurück. Der Vorname Leire gilt als von diesem heiligen Berg

abgeleitet.

Das Gründungsjahr des Klosters ist unbekannt. Die früheste Erwähnung erfolgte 851 in einem Brief des Bischofs Willesind von Pamplona. Kloster und Bischofssitz waren seit ihren Anfängen immer wieder eng miteinander verbunden. Nach der Verwüstung von Pamplona durch Kalif Abderrahman III. von Córdoba diente das Kloster bis 1023 als Bischofssitz der Diözese. Besondere Bedeutung erlangte es in der Frühzeit des Königreichs von Pamplona/Navarra. Die ersten drei Könige dieses baskischen Reichs – nämlich Íñigo Arista (gest. 851/2), García Íñiguez (gest. 882) und Fortún Garcés (gest. 905) wurden in Leyre bestattet. Wie viele der Begräbnisstätten nordspanischer Könige war dieses Königskloster damals unter dem Titel „Salvador“ dem Erlöser geweiht. Mit einer kontinuierlichen Marienverehrung ist dieses Patrozinium allerdings durchaus vereinbar. Vor allem seit Leyre 1269 mit La Oliva als Mutterkloster in die Filiationsordnung des Zisterzienserordens eingegliedert wurde, kam es hier sicher verstärkt zu Marienverehrung.

Die Baugeschichte des Klosters Leyre war höchst komplex. Die kunsthistorisch besonders bedeutsame Krypta dürfte ursprünglich nicht als Begräbnisstätte geplant gewesen sein. Sie wurde über einem älteren Heiligtum angelegt, in dem man anfangs eine Marienstatue der Klostersgemeinschaft verehrt hatte.

Ein unterirdischer Gang verband die ältesten Baulichkeiten der Klosteranlage mit dem Weg zur Quelle des heiligen Virila. Diese Quelle dürfte für die Frühgeschichte von Leyre sehr bedeutsam gewesen sein. Es handelte sich offenbar um eine Heilquelle, die aus dem Gebirgsstock der Sierra de Leyre gespeist und später als „Fuente de San Virila“ bezeichnet wurde. Der heilige Virila war einer der frühen Äbte der Klostersgemeinschaft. Von ihm wird als Legende überliefert, dass er – als er dem Gesang einer Nachtigall zuhörte – an dieser Quelle gesessen sei und über das Problem nachgedacht habe, ob nicht der Gesang der Engel im Himmel mit der Zeit langweilig werden könnte. Als er aus seinen Gedanken über dieses Problem erwachte, waren dreihundert Jahre vergangen. Sein Jenseitsbild, über das er an heiligem Ort meditierte, war dann durch diese Erfahrung von Zeit und Ewigkeit bestimmt.

Über lange historische Perioden hinweg hat sich der Kult Mariens an diesem heiligen Ort Navarras erhalten. Am 9. September wird heute in der alten Klosterpfarre ein Marienfest gefeiert. Inwieweit dabei über viele Zwischenstationen vermittelt noch Kultrationen aus vorchristlicher Zeit mitspielen, bedürfte einer näheren Untersuchung. Die Kontinuität der heilenden Quelle an heiligem Ort scheint in diese Richtung zu deuten. Eine interessante Querbeziehung zwischen Marienverehrung und dem Kult der baskischen Göttin Mari ergibt sich in Leyre ferner aus der Funktion des Königsklosters als königlicher Grablege. In der Frühphase des Königreichs Navarra wurde hier um die Mitte des 9. Jahrhunderts die Königin Urraca bestattet. Als Gattin von König García Íñiguez war sie die Stammutter der meisten Fürstinnen dieses Namens, die in der Folgezeit in den nordspanischen Königreichen begegneten. „Urraca“ aber war auch einer der vielen Beinamen der



Göttin Mari.

Urraca ist ein spezifisch baskischer Name, der in Spanien bis heute gelegentlich vergeben wird. Seine große Zeit in der Namengebung der Region erlebte er allerdings nicht in neuerer Zeit, sondern im Mittelalter. Etwa vom 9. bis zum 12. Jahrhundert wurde er auf der ganzen Iberischen Halbinsel vielfach gegeben – insbesondere in Fürstenhäusern. In einer Beschäftigung mit baskischen Traditionen der Namengebung darf er keinesfalls fehlen.

Im spezifisch baskischen Namengut nimmt der Name Urraca eine Sonderstellung ein. Es handelt sich bei ihm um nichts Geringeres als den Beinamen einer Göttin. Die Hauptgöttin der Basken wurde unter anderem auch „Urraca Mari“ genannt. Im Unterschied zu den toponymischen Namen der großen Muttergottheit kann dieser Beiname mit keinem spezifischen Ortsnamen in Verbindung gebracht werden, wie das etwa bei den Bezeichnungen „Murumendiko Dama“ oder „Anbetoko Mari“ der Fall ist. Beide Namen beziehen sich auf Berge, letzterer etwa auf einen Berg, auf dem die Göttin eine ihrer wichtigsten Wohnhöhlen gehabt haben soll. In „Urraca Mari“ hingegen ist „Urraca“ kein örtlich gebundener Beiname. Vielleicht liegt in diesem „cognomen“ der baskischen Hauptgottheit die Bezeichnung nach einem für sie besonders charakteristischen Tier vor. „Urraca“ bedeutet in der Sprache der Basken „Elster“. Aus heutiger Perspektive müsste die Bezeichnung einer Gottheit nach diesem Vogel überraschen, verbinden wir mit ihm doch die Eigenschaft „diebisch“. Im heutigen Spanischen ist dies nicht anders, im Iberischen Kulturraum könnte der Name des Tieres einstmals aber ganz andere Konnotationen gehabt haben. Rabenvögel, wie die Elster einer ist, wurden in alten Religionskulturen mitunter ganz anders gesehen als heute, wie etwa das Verständnis des Raben in der altgermanischen Mythologie zeigt. Die besonderen intellektuellen und sozialen Eigenschaften konnten auch positiv gesehen werden. Bei den verschiedenen Elsternarten galt etwa die schwarz-weiße Färbung des Gefieders als Zeichen der Zusammengehörigkeit von Tod und Leben. Auf die Iberische Halbinsel beschränkt hat sich übrigens bis heute eine besondere Gattung dieser Vogelart erhalten, nämlich die sogenannte Blauelster, die wohl wegen der blauen Farbtöne auf ihren Flügeln als besonders schön galt. Sie begegnet vor allem in Eichenwäldern, wie sie den Basken besonders heilig waren. Die Blauelster könnte so auch Assoziationen zu einem besonderen sakralen Biotop der Flora zum Ausdruck gebracht haben, weil sie dort vielfach nistete – Gründe genug, um sie als heilig zu deuten und sie der Göttin Mari zuzuordnen. Der Vorname „Urraca“ begegnet vor allem in baskischen Fürstenhäusern und hier wiederum häufig bei Frauen mit besonderen sakralen Funktionen im Begräbniswesen.

Wie auch immer das Auftreten des göttlichen Beinamens in seinen vorchristlichen Wurzeln zu erklären ist, es bleiben viele Fragen bei einer solchen Deutung offen. Mari erscheint nach der legendenhaften Überlieferung in umfassende genealogische Zusammenhänge der baskischen Mythologie eingeordnet.

Ihr Ehegatte ist der Donnergott Suugar. Sein Name wurde nie in einem der baskischen Fürstenhäuser vergeben. Dasselbe gilt für Maris Söhne „Mikelats“ und „Atarrabi“, die in unterschiedlichen Varianten genannt werden. Wieso dieser Unterschied? Keine dieser Gestalten des vorchristlichen Pantheons der Basken begegnet uns als Menschenname. In der Regel galten ja auch Götternamen für Menschen als tabu. Warum bei „Urraca Mari“ diese Ausnahme?

Als Name von Fürstinnen und Fürstentöchtern begegnet der Name „Urraca“ in allen Herrschergeschlechtern des baskischen Kulturraums und zum Teil sogar darüber hinaus. Am frühesten ist er in der Gascogne belegt, und zwar schon im 8. Jahrhundert. Von dort gelangte er nach Navarra. Der erste König von Navarra verheiratete seinen Sohn und Thronerben García Anfang des 9. Jahrhunderts mit einer Prinzessin Urraca aus der fränkisch orientierten „Vasconia“, also dem heute französischen Baskenland. Wie schon erwähnt wurde sie in Leyre bestattet. Nach ihr benannt bzw. in der gleichen Namenstradition stehend finden sich Prinzessinnen bzw. Fürstinnen mit diesem Namen in León, in Kastilien und in Aragonien. Sogar das nach 711 zum Islam übergetretene baskischstämmige Geschlecht der Banu Qasi vergab den Namen. Bei vielen dieser adeligen Damen sind spezifische sakrale Funktionen nachweisbar – als Fürstinnen oder als Äbtissinnen von Königsklöstern. Auch die einzige Frau aus solchem Milieu, die sogar aus eigenem Recht zur Königin von León aufstieg, hieß so. Auf sie geht im Wesentlichen die kunsthistorisch so bedeutsam gewordene Grablege San Isidoro in León zurück – also eine der bedeutendsten Sepulkralanlagen des mittelalterlichen Spanien. Den Charakter als besonders heiliger Name behielt „Urraca“ offenbar auch unter christlichen Fürstengeschlechtern bei.

Welche Rolle der Name „Urraca“ in den Fürstenhäusern um 1200 spielte, illustriert sehr anschaulich eine Episode, die über Eleonore von Aquitanien, die ehemalige Königin von Frankreich und England, aus ihren letzten Lebensjahren überliefert ist. Im Frieden von Le Goulet, der 1200 zwischen König Philipp II. August von Frankreich und König Johann „Ohneland“ von England geschlossen wurde, traf man die Vereinbarung, dass der französische Thronfolger Ludwig eine Nichte König Johanns heiraten sollte. Gedacht wurde dabei an eine kastilische Prinzessin, nämlich eine Tochter König Alfons VIII. und seiner Gattin Eleonore Plantagenet, der Schwester König Johanns. Die Wahl der Prinzessin sollte deren Mutter Eleonore von Aquitanien treffen, die zu diesem Zweck – schon hochbetagt – an den kastilischen Königshof in Burgos reiste. Zwei Prinzessinnen standen dort zur Auswahl, nämlich die 1186 geborene Urraca, die nach ihrer Ururgroßmutter, der Königin Urraca von León, Kastilien und Galicien (1080 -1126) hieß, und die zwei Jahre jüngere Blanka, die man nach ihrer väterlichen Großmutter Blanka von Navarra benannt hatte. Für die Entscheidung der mütterlichen Großmutter Eleonore von Aquitanien war nach dem Bericht über diese Episode letztlich der Vorname der Enkelin entscheidend. Eleonore argumentierte, dass von den Franzosen „Urraca“ als

der Name ihrer zukünftigen Königin nicht verstanden würde, „Blanka“ hingegen schon. Eleonore musste als Tochter Herzog Wilhelms X. von Aquitanien über solche Verhältnisse Bescheid wissen, war sie doch in einem unmittelbaren Naheverhältnis zur Gascogne, also dem französischen Baskenland, aufgewachsen. Dort ist der Name „Urraca“ schon seit dem 8. Jahrhundert belegt. Für sie war also das Verständnis dieses Namens kein Problem. In anderen Regionen Frankreichs, die zum Reich ihres ersten Gatten, König Ludwig VII. von Frankreich, bzw. ihres zweiten Ehemanns Heinrich II. von Anjou-Plantagenet gehört hatten, war die Situation anders. Und darauf bemühte sich Eleonore wohl Rücksicht zu nehmen. Um die Probleme einer jungen Königin, deren Name in ihrem neuen Milieu und von den Untertanen kaum zu verstehen war, wusste Eleonore zudem auch aus ihrer eigenen Lebensgeschichte Bescheid. Sie wurde 1122 in Poitiers auf den okzitanischen Namen Alienor getauft, vermutlich nach ihrer Großmutter Aleanor von Thouars benannt. Ihre Mutter war Aénor de Châtellerault – eine Adelige, deren Namensähnlichkeit schon Zeitgenossen zu schaffen machte, so dass Alienor auch als „die andere Aénor“ verstanden wurde. Als sie 1137 den französischen Thronfolger Ludwig heiratete, waren alle diese okzitanischen Namensformen der Familie ihres Mannes fremd. Hier setzte sich schließlich der Name „Éléonore“ durch.

Wie sah die Bewertung der Namen „Urraca“ und „Blanka“ in Burgos aus, wo König Alfons und Königin Eleonore zwei ihrer Töchter nacheinander auf diesen Namen taufen lassen? Das Königspaar übte sich in großer Verehrung für die heilige Maria. 1187 stiftete es das Zisterzienserkloster Santa María de las Huelgas eineinhalb Kilometer von ihrer Residenz entfernt, das als Grablege der Königsdynastie bestimmt war. König Alfons und seine Frau haben allerdings keiner ihrer zahlreichen Töchter unmittelbar den Namen Maria gegeben. Das war damals in den spanischen Königreichen noch lange nicht möglich. Zu groß war das Tabu, den Namen der Gottesmutter direkt nachzubeneimen.

Erst im Verlauf des Mittelalters wurde von Byzanz ausgehend diese Tabuisierung des heiligen Namens „Maria“ langsam aufgebrochen. Aber auf die Gottesmutter Maria bezogen waren beide Namen, sowohl „Urraca“ als auch die „Herrin Mari“ für die baskischsprachige Bevölkerung und die „Virgen Blanca“, also „die weiße Jungfrau“, für die romanischsprachige Bevölkerung Kastiliens verständlich. Beide Formen der indirekten Advokation Mariens als „Herrin“ und als „Jungfrau“ standen in der Namengebung des kastilischen Königspaares nebeneinander. Außerhalb des baskischsprachigen Kulturraums konnte die erste Form der Anrufung jedoch nicht verstanden werden. Der religiöse Gehalt des Mariennamens „Urraca“ ging im nördlichen Frankreich verloren. Eleonore von Aquitanien bedachte bei ihrer Entscheidung wohl diese unterschiedlichen religiösen Kontexte.

Sie selbst hätte mit einer Enkelin mit Namen Maria keine Probleme gehabt, nannte sie doch ihre älteste Tochter, die sie 1145 nach achtjähriger Ehe als erstes überlebendes Kind dem französischen König Ludwig VII. gebar, in unmittelbarem

Bezug auf die Gottesmutter „Maria“. Diesem Akt lag eine Prophezeiung des einflussreichen Zisterziensers Bernhard von Clairvaux zugrunde, der nach seiner Mariologie eine solche unmittelbare Nachbenennung offenbar für erlaubt hielt. Es war erst die zweite in einer königlichen bzw. königsgleichen Familie in Frankreich. Schon 1128 nannte Herzog Theobald von der Champagne – ein großer Förderer des jungen Zisterzienserordens und persönlicher Freund Bernhards von Clairvaux – seine älteste Tochter unmittelbar „Maria“. Bei ihm kam hinzu, dass er auch Graf von Chartres war, wo die bedeutendste Marienreliquie der damaligen Christenheit verehrt wurde, nämlich das Kleid, das Maria bei der Verkündigung durch den Erzengel Gabriel getragen haben soll. Schon in der vorangegangenen Generation waren die Grafen von Chartres und Blois durch die Teilnahme an den ersten Kreuzzügen mit der byzantinischen Welt vertraut, wo nach der Bild- und Namentheologie des Johannes Damascenus eine unmittelbare Nachbenennung nach Maria erlaubt war. Eleonore von Aquitanien nahm für das kapetingische Königshaus diese Tradition auf. Ihre gleichnamige Tochter konnte das als Königin von Kastilien damals noch nicht.

„Urraca“ hat sich als Marienname vom baskischsprachigen Gebiet ausgehend in Spanien sicher weit früher verbreitet als „Blanka“. Nach der „weißen Jungfrau“ benannt wurde in den nordspanischen Königreichen wohl als erste die frühverstorbene Mutter König Alfons VIII. Sie trug ihren Namen nach dem Gnadenbild der heiligen Maria von Nájera. König García III. Sánchez von Navarra, später „el de Nájera“ genannt, entdeckte 1044 der Legende nach auf der Jagd in einer Höhle ein Bild der Jungfrau Maria, also der „Virgen Blanca“, mit einem Lilienstrauß und einer Glocke. Er beschloss, an dieser Stelle eine Klosterkirche zu errichten, die schon 1052 eröffnet wurde. Sein Sohn, König Sancho IV. Garcés, ließ den Vater nach dessen gewaltsamen Tod unter dem Marienbild in der Höhle begraben. Im Anschluss daran entstand eine große Grablege der Fürstendynastie von Navarra, die zweite nach der von Leyre und wie diese offenbar auf einen älteren Kultplatz zurückgehend. Die Kulthöhle könnte auch hier auf einen paganen Ursprung hindeuten. Santa María de la Nájera wurde ein Wallfahrtsort mit einem Gnadenbild der „Virgen Blanca“. Blanka von Navarra, die erste königliche Trägerin des Namens „Blanka“, stammte vom Kirchenstifter der königlichen Grablege als Urenkelin ab. Auch diese königliche Grablege wurde wie die von Leyre für die Namengebung in doppeltem Sinne konstitutiv, bezogen nämlich sowohl auf das Kultbild der „Virgen Blanca“ als auch auf die heilige Örtlichkeit, das vielleicht schon vorchristliche „Nájera“. Der Mädchename „Nájera“ wurde späterhin weit häufiger gegeben als „Leire“ bzw. „Leyre“.

Älter als das Wallfahrtsbild „Santa María Real von Nájera“ ist wohl das der „Santa María la Blanca“ in der Kathedrale von Tudela im Ebrotal, das ebenfalls auf baskischem Siedlungsboden gelegen ist. König Alfons I. von Aragonien hatte 1119 Tudela von der maurischen Herrschaft zurückerobert und die Moschee in eine

Kirche verwandelt. Das hier errichtete Gnadenbild der „Weißen Jungfrau“ ist das größte Kultbild dieses Typus und wohl auch kunsthistorisch von besonderer Bedeutung.

König Sancho VI. „dem Weisen“ von Navarra (1150–1194) war es gelungen, die Selbständigkeit des alten Königreichs Pamplona/Navarra gegenüber den Expansionsbestrebungen der benachbarten Reiche von Kastilien und Aragonien zu sichern. Als ein neues Zentrum begründete er die Stadt Nova Victoria an der Stelle einer älteren Stadt dieses Namens. Nach der Vereinigung mit einer baskischen Siedlung Gasteiz entstand die nach beiden Örtlichkeiten benannte Hauptstadt der Provinz Álava. Hier entwickelten sich die großen „Fiestas de la Blanca“ zur Ehrung eines Kultbilds der „Virgen Blanca“ in Anschluss an eine Marienstatue in der mittelalterlichen St. Michaelskirche. Bis heute heißt der Hauptplatz der Stadt, auf dem Anfang August die großen Feierlichkeiten zu Ehren der „Weißen Jungfrau“ stattfinden, „Plaza de la Virgen Santa“. Für die Verbreitung des Namens „Blanca“ spielten diese „Fiestas“ eine bedeutende Rolle.

Die Synkretismus-These des baskischen Anthropologen José Miguel Barandiarán, von der die hier angestellten Überlegungen ihren Ausgang genommen haben, hat in den analysierten Fallbeispielen aus ganz anderer Perspektive eine volle Bestätigung erfahren. Barandiarán ging von der vorchristlichen baskischen Mythologie aus und stellte Kontinuitätszusammenhänge zwischen dem Kult der Göttin Mari und der Verehrung der christlichen heiligen Maria in den baskischen Siedlungsgebieten des Mittelalters und der Neuzeit her. Hier wurde hingegen methodisch umgekehrt vorgegangen. Die aktuelle Namengebung nach Marienheiligentümern wurde in ihrer Genese möglichst weit zurückverfolgt und auf mögliche altbaskische Wurzeln hin befragt. Auch in dieser Zugangsweise ergeben sich wesentliche Kontinuitätszusammenhänge.

Der für diese Studie gewählte Titel „Von Mari zu María“ verkürzt freilich langfristige Entwicklungslinien. „Mari“ bezeichnet die Hauptgöttin der vorchristlichen Mythologie in den baskischen Siedlungsgebieten. Die heilige Maria hingegen ist keine Gottheit in einem solchen Verständnis. Sie kann bloß als die wichtigste Heilige der römisch-katholischen Kirche in dieser Region seit dem Mittelalter behandelt werden. Kontinuitätszusammenhänge über einen Jahrtausende umfassenden Zeitraum werden dabei postuliert.

Was die Erforschung der altbaskischen Religionsverhältnisse als „Mythologie der alten Basken“ zusammenfasst, beruht auf einer schmalen Quellenbasis aus unterschiedlichen Jahrtausenden – aus der Rekonstruktion von Elementen eines „ursprünglichen“ Glaubenssystems, das aus der Analyse von Legenden, aus dem Studium von Ortsnamen sowie aus spärlichen Berichten über Rituale bei Schriftstellern der Antike erstellt wird. Aus solchen Quellen wird Mari als weibliche Hauptgottheit der Basken definiert. Sie ist jedenfalls die weitaus bekannteste Figur der baskischen Urgeschichte. Ihr göttlicher Gatte Suugar und andere ihrer

Begleitfiguren spielen demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Mari lebt auf hohen Bergen, vorwiegend in Höhlen, von denen aus sie Stürme und Gewitter auftreten lassen kann. Sie ist jedenfalls eine Göttin des menschlichen Siedlungsraums. Sonnen- und Mondgottheiten werden ihr als „Kinder“ zugeordnet. Sie hat vielfältige Erscheinungsformen und übt für die Menschen jeweils ganz unterschiedliche Funktionen aus. Das Bild, das die Forschung aus den spärlichen Quellen von dieser Hauptgottheit der baskischen Frühgeschichte entwirft, ist insgesamt eher statisch und ohne wesentliche historische Entwicklung im Verlauf der langen Frühgeschichte der baskischen Ethnie.

Ganz anders verhält es sich mit der Verehrung der heiligen Maria in den baskischsprachigen Regionen. Sie kam erst mit der Christianisierung hierher und entwickelte sich zeitweise sehr dynamisch. Die Christianisierung erfolgte nach unserer heutigen Sicht grundsätzlich erst nach der Romanisierung der fraglichen Gebiete. Was wir über die Aufnahme christlicher religiöser Vorstellungen rekonstruieren können, ergibt freilich ein ganz anderes Bild. Den Römern als Eroberern und kulturellen Gestaltern der Region folgten die Westgoten, die islamischen Araber und schließlich auch andere herrschende Gruppen aus verschiedenen Regionen Lateineuropas. Eine flächendeckende Penetration mit christlichen Glaubensinhalten von oben hat allerdings lange nicht stattgefunden. Es heißt, die Basken wären die letzte Bevölkerung Westeuropas gewesen, die wirklich zum Christentum bekehrt wurde. Das ganze Mittelalter hindurch seien christliche Einflüsse im Baskenland zugunsten paganer Traditionen zurückgewiesen worden. Erst zwischen 1400 und 1600 wurde die Region wirklich intensiv christianisiert.

Sicher sind solche Aussagen lokal und milieuspezifisch stark zu differenzieren. Insbesondere in abgelegenen Gebirgsregionen haben sich pagane Traditionen lange gehalten. Das zeigen vor allem die Quellen über Hexenverfolgungen. Aber alte magische Praktiken hielten sich weiterhin in der nominell katholischen Bevölkerung. Nachhaltige Prozesse der Katholisierung setzten sich flächendeckend erst im Zeitalter der Gegenreformation durch, dem im Baskenland kein Zeitalter der Reformation vorangegangen war.

Will man die Sonderstellung der religiösen Verhältnisse im Baskenland verständlich machen, muss man bedenken, dass hier durch Jahrtausende eine Sprache gesprochen wurde, die fast niemand in den Nachbarterritorien und nur wenige Angehörige der beherrschenden geistlichen und weltlichen Führungsgruppen verstanden. In dieser Situation muss man sich fragen, was jeweils unter der Anrufung von „Mari“ oder von „Maria“ verstanden wurde. In dieser Problematik musste sich die vorgelegte Studie auf bescheidene Hinweise beschränken. Für zukünftige Forschungen bleibt diesbezüglich viel zu tun.